Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 87 (1961)
Heft: 27

Illustration: Ende der Heckflossen
Autor: Urs [Studer, Frédéric]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mühe die samtene Stunde nach Sonnen-Untergang ausfüllt; und nur ausfüllt, wenn Sie zwischendurch einen lächelnden Blick in den erblassenden Himmel tun.

Das Büchlein ist nicht neu. Kurt Tucholsky hat es vor fünfundvierzig Jahren geschrieben und heißen tut's ‹Rheinsberg›.

Vor dem ersten Weltkrieg hat Tucholsky diese Sommer-Geschichten geschrieben und so könnte es sein, daß sie kein Publikum mehr hat. Die Aelteren haben sie vergessen und die Jüngeren noch nicht entdeckt.

Beide sollten sie lesen. Ich wüßte keine hübschere und anmutigere und herzerfreuende Lektüre für eine Ferien-Stunde am schimmernden Ende des Tages.

Es ist ein Nichts von einer Geschichte. Ein junger Mann und ein Mädchen entfliehen für ein paar Tage dem Wirbel der brausenden Stadt Berlin und nisten sich in dem altväterischen Zimmer des behäbig zerbröckelnden Hotels eines verschlafenen Nestes ein.

Sie fahren in einem prähistorischen Lokal-Bähnchen, sie besichtigen das ortsansässige Heimat-Museum, sie erhaschen einen Blick auf eine Dorf-Theater-Vorstellung, sie schauen sich einen kolorierten Stummfilm an, sie treffen eine schlechtgewaschene, dafür aber äußerst emanzipierte Medizin-Studentin.

Mehr geschieht nicht.

Mehr ist nicht in diesem federgewichtigen Geschichtchen.

Mehr nicht?

Doch, da ist mehr! Das ist die seltsam-ironische Art zu sprechen, hinter der zwei junge Menschen ihre große Liebe verbergen möchten. Da ist die seltsame, staunende und gerührte Befangenheit der Groß-Stadt-Kinder vor dem einfachen Leben. Das ist die Sehnsucht nach der Stille des Waldes, der Seen und der sommerlichen Wiesen und die Ur-Angst des Städters vor dem Schweigen der Natur.

Da ist Uebermut und Verliebtheit und zärtlicher Witz. Da ist ängstlich verstecktes Gefühl und da ist nirgends Sentimentalität.

Ich kenne keine andere deutsche Liebes-Geschichte, die einen so vergessen machen könnte, daß «Charme› ein Fremd-Wort in unserer Sprache ist.

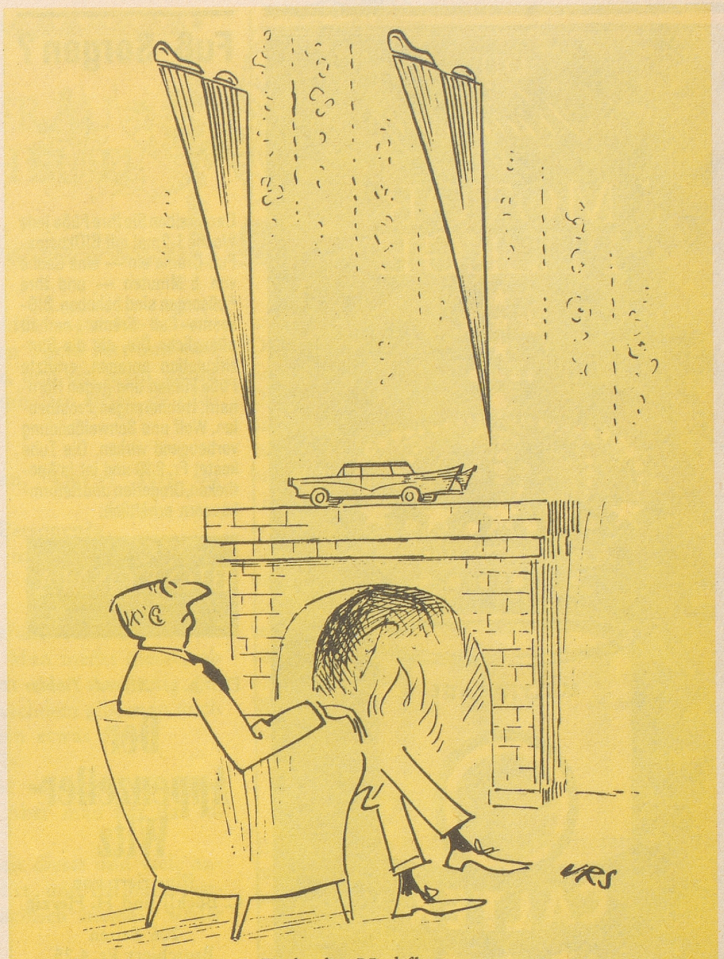
Lesen Sie ‹Rheinsberg›. Und weil es höchst wahrscheinlich ist, daß Sie darnach unbändige Lust auf mehr Tucholsky bekommen, packen Sie vielleicht doch auch gleich ‹Schloß Gripsholm› von ihm ein. Auch das ist eine Sommer- und Ferien-Geschichte. Nicht in allen Teilen von der schwebenden Leichtigkeit der frühen Novelle, nicht überall so schwerelos und nicht in jeder Seite ganz so undeutsch bekömmlich. Nichtsdestoweniger aber eine wundervolle Ferien-Lektüre. Und nichtsdestoweniger ein Entzücken für Leute, die behutsame Ironie und lächelnden Witz und den kichernden Uebermut des sommerlich verrückten Pan lieben.

Wissen Sie, ich finde, man sollte als Sommer-Lektüre grundsätzlich Bücher mitnehmen, die nicht schwitzen.

Eines dieser Art ist – ebenfalls vor Jahren – von Bruce Marshall geschrieben worden. Es heißt ‹Das Wunder des Malachias› und Sie sollten es mitnehmen und lesen, obwohl sie nächsten Winter den Film sehen können, den Bernhard Wicki frei nach ihm gedreht hat. Es ist eine überaus liebenswürdige Geschichte, eine liebenswerte auch. Mitunter etwas versponnen, ein wenig kaustisch und hie und da unvermittelt von beißendem Witz. Sie erzählt von einem kleinen schottischen Land-Pfarrer, der in die Groß-Stadt kommt, weil es sein Bischof so wünscht. Vater Malachias ist ein wandelndes Gefäß, bis zum Rand gefüllt mit Glauben. Sein Vertrauen in die Allmacht des Schöpfers durchdringt ihn ganz. Er glaubt mit jeder Faser seines Herzens und mit dem entferntesten Muskel seines Körpers. Und weil sein Bischof so sehr über die Verworfenheit der Tanz-Diele, die gegenüber der neuen Kirche steht, entsetzt und traurig ist, beschließt er das zu tun, was der Himmel dem Gläubigen als schönste Belohnung für die Gläubigkeit zu wirken möglich macht: ein Wunder. Sein inniges Gebet versetzt in einer dunklen Nacht das anstößige Dancing auf einen einsamen Felsen im Meer. Getragen von den starken Schwingen des Glaubens eines kleinen Land-Pfarrers fliegt das Miniatur-Babel mit Kellner, Tänzerin und sündigem Gast durch die Nacht und weit weg aus dem Bereich, in dem es den sittenstrengen Bischof so tief erregt und verletzt.

Und nun müßte eigentlich alles gut sein. Nun müßte ein Wunder der verworfenen Welt die Augen öffnen. Aber ...

Ich verrate nichts weiter. Ich bin kein Spiel-Verderber. Kein Denkspiel-Verderber. Bruce Marshall weiß besser zu berichten, wie es weitergeht. Er hat mehr über die Wünschbarkeit von Wundern nachgedacht. Und mehr über die Pläne eines lieben Gottes, der nur dann Hand zum Außerordentlichen bietet, wenn er den tiefen Sinn des Ueblichen wieder einmal klarmachen will. Und mehr über die weise Ordnung der Welt, die – wer vermöchte es zu sagen – vielleicht gerade in der scheinbaren Unordnung dieser Erde besteht.



Ende der Heckflossen

Es ist ein Buch mit doppeltem Boden, das Marshall da geschrieben hat. Es hat eine zweite Ebene. Die Anstrengung, den erquicklichen Doppel-Sinn dieses Romanes hinter dem Märchen ausfindig zu machen, müßte selbst an einem heißen Ferien-Tag unternommen werden können.

Ja, und nun hätte ich noch ein Buch vorzuschlagen.

Bevor ich es tue, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß es sich um eine Sammlung von Gedichten handelt und daß es sich nicht besonders leicht liest. Aber wer weiß, vielleicht haben Sie gerade während der Ferien jene Ruhe, die Ihnen erst die Lektüre eines Werkes, das Ihnen ein Zusätzliches an Geistes-Arbeit abverlangt, ermöglicht.

Das Buch stammt von Edgar Lee Masters und heißt ‹Die Toten von Spoon River›.

Es ist nichts anderes als eine Anthologie der Inschriften auf den Grabsteinen des Friedhofes einer amerikanischen Kleinstadt.

Also doch wohl eher einer Allerseelen-Lektüre.

Nein. Ich hab's probiert und es neulich auf einem sonnenüberstrahlten Dach-Garten noch einmal gelesen. Es geht ganz gut. Es geht sogar sehr gut.

Denn dieses Buch ist keine weinerliche Abhandlung über die Vergänglichkeit alles Irdischen, kein niederschmetterndes ‹Memento mori› und keine Toten-Messe in freien Rhythmen.

Es ist das genaue Gegenteil: eine wundersame Aufforderung, das kurze, rasch verlorene, rasch vertane Leben zu leben. Ein Bekenntnis zum Diesseits.

Und es ist mehr: es ist eine großartige Schau der Welt und des Lebens und des Menschen. Ein gescheites, funkelndes, wundersames, bedächtiges, witziges, bitteres, verliebtes, drohendes Mosaik der Welt. Ein wundervoller Regenbogen des Lebens, leuchtend in allen Spektren des Menschlichen.

Und es ist ein Klassiker amerikanischer Dichtung. Aber man merkt es nicht. Und das ist das größte Kompliment, das man einem Klassiker machen kann. Wenigstens hierzulande, wo man gewohnt ist, das Wort ‹klassisch› als Synonym von ‹langweilig› anzusehen.